

Zeitschrift: St. Elisabeths-Rosen : Monatszeitschrift für die christliche Frauenwelt
Herausgeber: Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Band: - (1910)
Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ST. ELISABETHS. ≡ ROSEN ≡

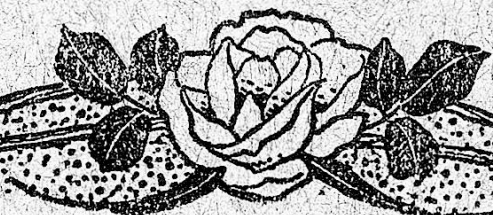
HERAUSGEGEBEN VOM
SCHWEIZ. KATHOLISCHEN
≡ FRAUENBUND ≡

DER KATH. FRAUENZEI-
TUNG • NEUE FOLGE

LUZERN • DRUCK UND
VERLAG: RABER & Co

1910

Heft 9



RÄBER & C^{IE} BUCHDRUCKEREI, BUCH- UND KUNSTHANDLUNG

Ecke Franken-Morgartenstrasse LUZERN
Filiale: Kornmarktgasse

Bücher aus allen Wissensgebieten — Fach- und
Standesschriften — Unterhaltungslektüre — Reise-
literatur u. Kartenwerke — Andachtsbücher — Feine
Devotionalien

Die Buchdruckerei empfiehlt sich für rasche und
billige Lieferung aller Sorten Drucksachen in einfacher
bis reichster Ausstattung in allen Stilarten

Bureau-Möbel

neuester Konstruktion, höchst praktisch — Bestes
Schweizerfabrikat

Papierhandlung en gros und détail — Alle Artikel
der Schreibwarenbranche

Privat-Pension Meyer

in Oberägeri, Ct. Zug. H 1999 Lz

800 M. ü. M. Ruhiges Familienleben, gute bürgerliche Küche,
schöne hohe Zimmer, einfach frendl. Bedienung. Pensions-
preis für 4 Mahlzeiten und Zimmer Fr. 3.50—4.— per Tag. Um
nähere Auskunft und Prospekte wende man sich an die sich
höfl. empfehlenden Eigentümer Meyer & Cie.

Eine Sorge weniger

haben diejenigen Hausfrauen,
die sich ihre Hauskonfekte nicht
mehr selber herstellen, sondern
sich dieselben von der rühm-
lichst bekannten Firma Ch.
Singer, Basel, kommen
lassen.

Singers Hauskonfekte sind
den selbstgemachten nicht nur
vollkommen ebenbürtig, son-
dern sie bieten eine viel reich-
haltigere Auswahl in stets
frischer Qualität. Postkollis
von 4 Pfund netto, gemischt
in 10 Sorten, Fr. 6 franko
durch die ganze Schweiz.
Zahlreiche Anerkennungen.

Gelegenheit für Wiederverkäufer.

Resten in Woll- und Baumwoll-
stoffen unter günstigen Con-
ditionen zu verkaufen. Reflek-
tanten belieben sich an die
Exped. ds. Bl. n. Chiffre S. S.
zu wenden.

Wir machen aufmerksam auf unsere beliebten Kalender für 1911:

Der christliche Hauskalender

78. Jahrgang. Viele Illustrationen, ca. 45 Seiten Text.

⇒ Preis 30 Cts. ⇐

Der Thüring'sche Hauskalender

Mit dem Beamtenverzeichnis des Kantons Luzern.

⊗ Preis 20 Cts. ⊗

Wandkalender auf Karton aufgezoogen à 30 Cts.

Taschenkalender mit Märkten und Papier für Notizen
à 30, 70 Cts. und Fr. 1.—.

Räber & Cie., Buchhandlung,
Frankenstrasse und Weinmarkt.

St. Elisabeths-Rosen

Monatschrift für die christliche Frauenwelt
Zugleich Organ des Schweizer. kathol. Frauenbundes



Redaktion: Anna Winistörfer.

9. Heft

Abonnementspreis Fr. 1.80 per Jahr

1910



Mahnung.

Wenn du ein Dörnlein von der Krone Christi hast,
So freue dich! was gern du trägst, wird nicht zur Last.
Und sieht der Vater dir aus Dornen eine Krone,
So klage nicht! Er stellt dich gleich dem Gottessohne.

Wenn du ein Fünkeln von dem Lichte Christi hast,
So laß' es brennen! schür' es ohne Ruh' und Rast,
Bis hell es sprüht als Liebesflamme dir im Herzen;
Denn solche Flamme glüht als schönste aller Kerzen.

Wenn du ein Tröpflein von der Liebe Christi hast,
So lade Not und Armut gerne dir zu Gast!
Der uns versprach, gereichten Wassertrunk zu lohnen,
Ist noch an Güte groß und reich an Himmelskronen.

W. Edelmann.





Erlachs Tochter.

Erzählung von Sylvia.

(Nachdruck verboten.)

XIII. Die Enkelin.

Auf der Reichenbach wurde es, nachdem Frau von Rudenz wieder nach Unterwalden zurückgekehrt, immer einsamer und stiller. Ritter Erlach hatte sich nämlich, nach Abschluß der kriegerischen Taten der letzten Jahre, ganz ins Privatleben zurückgezogen.

Da verlebte er die Tage seines Alters, nur mit wenigen Dienern, welche die Geschäfte des Landbaues besorgten. Seine zwei Söhne, der ältere Rudolf, vermählt und auf der schönen Burg Erlach wohnend, und der jüngere Ulrich, waren meist im Dienste für das Vaterland abwesend.

Manchen treuen Freund hatte Erlach durch die schreckliche Pest verloren, und nur selten pilgerte der alternde Pfarrer Baselwind zu ihm hinaus. An Stelle der alten Broni wirtschaftete nun deren Nichte, die schon zur Zeit der verstorbenen Magd oft auf der Reichenbach Aus-
hilfe geleistet, die frohe, arbeitslustige Zita, ein schlichtes, braves Landmädchen, dem der alte Feldherr getrost alles in Feld und Haus überlassen konnte.

So flossen Monate und Jahre wieder dahin, nur selten durch außergewöhnliche Ereignisse die Ruhe auf dem einsamen Landgute unterbrechend. Wohl oft mochte sich der alte Ritter etwas verlassen gefühlt haben.

War aber Ulrich zu Hause, dann saßen Vater und Sohn in langer Unterhaltung zusammen, nahm doch der Sieger von Laupen gerne und regen Anteil an allem, was das Wohl und Weh des Staates betraf, von dem Ulrich ihm so lebhaft und interessant zu sprechen wußte.

Wieder waren die beiden an einem angenehmen Sommernachmittag im Garten beisammen, als Pfarrer Baselwind sich melden ließ.

Mit Freuden wurde der alte, liebe Freund, der teure Hausgast empfangen, und meinte Ritter von Erlach, einen so schönen Tag habe er schon lange nicht mehr gehabt. —

„Kommt daher“, sagte der freundliche Priester, „weil Ihr Euch zu sehr in die Einsamkeit vergräbt. Ihr solltet etwas mehr Leben und Fröhlichkeit um Euch herum bereiten. Das Alter ist an sich schon zu einer gewissen Eintönigkeit geneigt und macht nicht selten den sonst liebenswürdigsten Menschen mit all seinen Gebrechen und seiner Längeweile fast ungenießbar.“

Ulrich lächelte, waren ihm doch die Worte des Pfarrers aus der Seele gesprochen, und auch Erlach mußte lachen.

„Mehr Leben um mich herum?“ fragte er heiter. „Mein guter Herr Pfarrer, es geht doch oft laut genug zu auf der Reichenbach, wenn die Hunde bellen — die Hühner gackern — die Hähne krähen — die Enten schnattern — die Vöglein singen — der Stallmarty mit der Peitsche knallt — die Jaggi hüü und hott schreit — und die Zita die Pfannen und Deckel unfreiwillig zusammentrommelt.“

Das letztere wollte aber die junge Oberländerin, die Zita, nicht ganz gelten lassen, die eben herbeigetreten war, um den drei Herren die silbernen Becher mit einem feinen Tropfen zu füllen.

„Ach“, sagte sie, „der Herr Graf hat auch gar scharfe Ohren. — Wenn man nur einmal das Unglück hat, etwas fallen zu lassen, so entgeht's ihm nicht, und doch glaube ich, hat er dem Geschirrhändler noch keine zu große Rechnungen bezahlt, wiewohl's nicht schad wäre, wenn manch alter Krug und Teller noch von Bronis Zeiten her einmal ausgedient hätte.“

Die Herren lachten, und Baselwind sagte freundlich: „Nun, sei nicht ungehalten, Zita; es ist ja ganz recht, wenn du etwas Lärm machst; man weiß denn doch, daß ein dienstbarer Geist durchs Haus geht.“

So und ähnlich neckte und scherzte man.

Schließlich meinte Ulrich allen Ernstes: „Ja, Vater, ich gedenke nächstens nach Unterwalden hinüberzugehen, um wieder einmal Margarita zu besuchen. Soll ich dir etwa eines ihrer herzigen Kleinen zur Kurzweil herüberbringen? O, du würdest Freude haben an den geweckten Kindern; du kennst sie ja kaum. Warst du doch ein einzig Mal drüben in all den Jahren. Besonders das fünfjährige Bischen,

ist das ein drolliges, verständiges, anstelliges Ding. Das würde dir die Zeit vollends verkürzen.“

„Uns Himmels willen“, wehrte Herr von Erlach ab, „jetzt wollt ihr mich noch gar zur Kindsmagd engagieren! Ich — und Kinder hüten? Was fällt euch ein! Nein, nein, noch Kindergeplär! Verschont mich doch!“

Im Grunde genommen war aber dem alten, freundlichen Mann der Vorschlag nicht so unlieb, hatte er doch die Kinder, wie das allen edlen Menschen eigen ist, immern gern gehabt, und hätte es ihm wohlgetan, einmal aus rosigem Kindermund sich Großvater rufen und nennen zu hören.

Darum sagte er nach einer Weile: „Nun, wenn das Vischen brav ist, soll's nur kommen; die Zita wird wohl mit Kindern umgehen können, nicht?“

„O ja!“ lachte diese „das ist mein separat liebstes Geschäft. Ich bin nicht umsonst daheim die älteste unter sechzehn Geschwistern gewesen, die mir immer angehangen haben, fast mehr, als der lieben Mutter. O bitte, Herr Ulrich, bringt die Kleine nur bald.“

Am Ende war man so einig in der Sache, daß Pfarrer Baselwind beim Weggehen sagte: „Sobald das lustige Vischen anrückt, laßt's mich auch wissen. Auch mir tut warmer Sonnenschein, wie er aus unschuldsvollen Kinderaugen leuchtet, herzlich wohl, und alte Leut' und Kinder gehören von Rechts wegen schon zusammen, müssen wir ja schließlich wieder zu Kindern werden, wenn wir in den Himmel wollen; denn deutlich sagt's unser lieber Herr und Heiland: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“

Der fromme Leutpriester mußte nicht manche Woche warten, so berichtete ihm schon ein Bote, das Unterwaldner-Vischen sei auf der Reichenbach angelangt und mache dem alten Feldherrn gewaltig viel Freud und kurze Zeit.

Das kleine Mädchen war auch in der That ein herzliebes Kind. Die feinen, blonden Locklein umrahmten ein blühend frisches Gesichtchen, aus dem zwei große, blaue Augen so traumselig und arglos in die Welt schauten, daß, blickte man in diese lichten Sterne hinein, man glaubte, bis hinab auf den reinen Grund einer von Schuld noch unberührten Seele sehen zu können, gleich wie in die kristallene Tiefe

eines ungetrübten, stillen Wassers, ein Stück Leben aus dem Paradies, das einst geblüht.

Rasch hatte sich die Kleine an Zita angeschlossen, während sie vor Erlach, der etwas ernsten, militärischen Erscheinung, scheu zurückwich. Das berührte den guten Mann anfänglich fast peinlich, und er sann auf Mittel, das Kind voll und ganz zu gewinnen.

Bergnügt war dasselbe eines Abends auf den Schreibtisch des Großvaters geklettert, als es sich allein glaubte, um mit der schönen Frau, die in großem Bilde über demselben hing, und die seinem lieben, guten Muetti daheim auch gar so ähnlich sah, daß sein Herz sofort, schon beim ersten Anblick für sie eingenommen wurde, zu plaudern. Liebkosend strich Vischen mit seinen kleinen, zarten Händchen über das Bild und sagte: „Liebe, liebe Frau, wie heißt du? Sag mir's doch; ich hab' dich ja so lieb. Gern bin ich da bei dir! Noch lieber wär' ich schon beim Muetti daheim, aber weißt — Muetti — lieb Muetti weint so viel — so viel! Aber — der Vater darf's nicht wissen, daß sie weint! Sonst! Gelt, du sagst nichts — nein, der Vater darf's nicht wissen!“

Und ängstlich, als fürchte es belauscht zu werden, wandte es sich um.

Erlach war eben eingetreten, leise, ganz leise, und hielt beinahe den Atem an, um das Kind nicht zu erschrecken.

Dies aber tat einen Schrei, als es den Großvater erblickte, und wäre beinahe vom Tisch aus lauter Schrecken heruntergestürzt, wenn nicht der alte Herr es in seinen Armen aufgefangen und sanfte auf den Boden gestellt hätte.

So mild und lieb, als es ihm nur möglich war, sagte er:

„Ei, du liebe Kleine, fürchte dich doch nicht; komm, ich will dir sagen, wer die schöne Frau da ist.“

Plötzlich war alle Angst aus den Zügen der Kleinen gewichen, groß und fragend schaute sie ihn an, und ihm das Händchen haltend, sagte sie leise: „Großvater, du bist lieb, aber bitte, sag's dem Vater auch nicht, daß lieb Muetti daheim so viel weint, ja so viel.“

Erlach zog das Kind an sich und setzte es auf seinen Schoß, wodurch dieses noch zutraulicher wurde.

„Muetti weint so viel?“ forschte er. „Aber warum denn, Vischen, sag', warum?“

Wieder bläute das Kind unsicher auf den Großvater; es schwankte von neuem zwischen Vertrauen und Furcht. Dann aber flüsterte es leise: „O, Muetti weint, weil sie dir, Großvater, nicht gefolgt hat! So sagte sie ganz laut: „Hätt' ich doch meinem Vater gefolgt! Du bist doch Muettis Vater, nicht? O, ich werde dir immer gehorchen!“

Erlach wurde bewegt. Innig schloß er die Kleine an seinen Busen und drückte einen Kuß auf deren reine Stirn; sein Auge schimmerte feucht.

„Ja, ja, das ist schön, daß du brav sein und folgen willst“, sprach er. „Nun, so geh jetzt zu Zita; die gibt dir einen Apfel, und morgen will ich dir von der Frau da erzählen. Es ist die Mutter deiner Mutter, also deine Großmutter, wie ich dein Großvater, verstehst du?“ Lischen nickte verständig und eilte zu Zita.

Ritter von Erlach hatte aus dem Kindergeplauder genug vernommen. Er erfaßte sofort, was das unbefangene Kind ihm verraten, ohne es zu ahnen, oder gar zu verstehen. Also Margarita weinte, beweinte ihren Ungehorsam gegen den Vater. Welchen Ungehorsam? Kein Zweifel — den größten, den sie je begangen, als sie gegen seinen Willen die Gattin Jost von Rudenz' geworden. Arme Tochter! O, er würde wohl noch mehr von seiner Enkelin vernehmen, sobald diese zutraulicher sein würde.

Kinder sprechen zuerst die unverfälschte Wahrheit. Und der gute Mann sollte auch in der That noch einen tiefern Blick tun in das glänzende Elend, in das seine Tochter geraten, und das sie ihm so sehr zu verheimlichen suchte. Des andern Tages nämlich hielt der lebenswürdige Pfarrer Baselwind Wort und wanderte in die Reichenbach hinaus; aber nicht allein; er brachte dem kleinen Lischen eine Spielgefährtin mit.

Zur Zeit der Pest waren nämlich viele Kinder elternlose Waisen geworden. Da war es der tapfere, menschenfreundliche Seelsorger, der diese verlassenen Würmlein überall sammelte und, in einem eigenen Hause untergebracht, von frommen Frauen pflegen und erziehen ließ. Dies Kinderhaus, wie man's allgemein nannte, war das schönste Werk der Nächstenliebe, das der Leutpriester von Sanct Vinzenz an seinem Lebensabend vollbracht. Alle Tage besuchte er es, und hingen die Pfleglinge mit einer unbeschreiblichen Verehrung und Liebe an ihm. In Ritter Erlach hatte aber auch Baselwind den besten Gönner, den

großmütigsten Wohltäter für sein Waisenasyl. Wenn er sich in Not befand, um für die Kleinen Brot zu beschaffen, da eilte er zu ihm, und der wohlhabende Edelmann öffnete bereitwillig seine Kasse und ließ den Bittsteller nie leer abziehen.

Eben eines dieser Waisenkinder, ein anmutiges Mädchen, etwas älter als Lischen, das gemütliche Dörchen, wie es hieß, hatte er mitgebracht; denn er wußte, wie sehr Kinder, die nur mit Erwachsenen zusammenleben, den Reiz der Kindheit entbehren müssen.

War das ein Jubel, als die beiden kleinen Geschöpfchen sich begrüßen und miteinander spielen durften.

Jaggi brachte ihnen ein schneeweißes Lämmlein in den Garten; Zita strich ihnen ein saftiges Butterbrot und nun ging's ans Plaudern und Richern, ans Rennen und Jauchzen.

Erlach und Baselwind hatten sich, wie gewöhnlich, zu geselliger Unterhaltung unter den alten, breitästigen Lindenbaum gesetzt, auf eben jene Bank, auf der vor Jahren Rudenz und Margarita, in jener Sommernacht, an jenem Freudentag nach dem Laupensieg einander gefunden und zum voraus fürs Leben sich verbunden hatten.

Bald waren die beiden so ins Gespräch vertieft, daß sie der spielenden Kinder kaum mehr achteten.

Doch plötzlich wurde der Pfarrer aufmerksam auf das seltsame Treiben der Kleinen und besonders auf das auffallende Benehmen Lischens, das sich, wie zürnend, vor Dörchen hingestellt hatte und dasselbe fast heftig anfuhr: „Du machst es nicht recht! Also gib acht: Ich bin der Vater; du bist die Mutter. Ich kehre aus der Zechstube heim und schelte und zanke dich aus. Du darfst aber nichts sagen; du mußt weinen, bitter weinen..... Und dann will ich wieder Lischen sein und dich trösten. O, ich tröste lieb Muetli so gern! So hab' ich's daheim gesehen, und so wollen wir's spielen.“

Lange ging es, bis das unwissende Waisenkind sich in seine Rolle verstand und Lischen vollauf zufriedenstellte.....

Die beiden Herren waren sprachlos vor Erstaunen, als sie dieser seltsamen Kindertragödie zuschauten und einander bedeutungsvoll anblickend, fanden sie lange kein Wort.

Baselwind brach zuerst das peinliche Schweigen und fragte höflichst verwundert, was in aller Welt wohl dies zu bedeuten habe. Erlach, der sich sofort der erlebten Szene mit seiner Enkelin auf seinem

Arbeitszimmer erinnerte, die, einmal in die neue Umgebung eingelebt, mit außergewöhnlicher Lebhaftigkeit sich in ihrer ganzen kindlichen Offenheit gab, begann dem vertrauten, geistlichen Freunde die Entdeckungen, die er gemacht, zu eröffnen.

Jetzt wurde auch ihm das ungewohnte Spiel des kleinen Bischens klar und zu furchtbar ernster Tatsache.

„Bei Gott, lieber Erlach, auf Rudenz muß es sonderbar zugehen, wenn sich in diese Kindesseele solche Bilder derart eingeprägt, daß es sie ins Leben zu übersetzen vermag!“

Die beiden Mädchen hatten indes gemerkt, daß sie beobachtet wurden, und tief errötend versteckte sich das Töchterchen Margaritas hinter einer Brombeerhecke, nahe an der Gartenmauer, und Dorchchen flüchtete sich ebenfalls dorthin.

Alles Rufen und Bitten, näher zu kommen, war umsonst. Heiter machte sich der leutselige Priester auf die Suche und brachte endlich die Wildfänge mit tausend lieben Worten aus dem Versteck hervor.

„So, so, Bischen, du spielst die Mutter aus“, meinte er. „Ei, ei, ist das brav?“

Die Kleine senkte das Köpfchen, erhob es aber alsbald entschlossen und sagte beinahe ernst: „O, nur trösten will ich Lieb Muetti, nur trösten, wenn der Vater...“; plötzlich stockte sie und barg das glühende Gesichtchen in den Händchen.

„Sag es nur“, bat der Pfarrer. „Was denn, wenn der Vater?“ ...

„Wenn der Vater böse, sehr böse ist“, flüsterte das Kind. Und, als fühlte es, daß es Großes ausgesprochen, blickte es bittend den Priester an: „Aber sag's niemanden, gar niemanden, sonst würde Lieb Muetti noch mehr weinen, und ich kann's nicht weinen sehen!“

Jetzt wußte auch er vollauf genug.

„Du bist eine liebe Kleine“, sagte er lobend. „Du darfst weiter mit Dorchchen spielen, aber verträgt euch gut. Pflückt lieber Blumen; das ist noch weit schöner!“

Zu Erlach sich wieder hinsetzend, konnte er leider nur dessen dunkle Ahnungen teilen. Der Vorhang war aufgezo-gen, und düstere Gemälde hatten sich vor den erstaunten Blicken entrollt.

„Margarita muß sehr unglücklich sein“, seufzte Erlach. „Meine Voraussage ist also in Erfüllung gegangen. Sie muß es schwer büßen, die Arme, daß sie das Vater- und auch Euer Priesterwort seiner Zeit

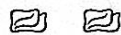
in den Wind geschlagen. Margarita ließ sich täuschen durch äußern Schein und Glanz. Ihr Auge und ihr Herz blieben haften an der schönen Schale, die den bitteren, verdorbenen Kern verhüllte.“

„Ach ja“, bestätigte der Priester ernst. „Das ist der Jugend Täuschung!“

Doch der einbrechende Abend drängte zur Heimkehr. Daher Erlach die Hand reichend, fügte er bei:

„Das Äußere tut's eben nicht allein. —

Es muß die Perle in der Muschel sein!“



(Fortsetzung folgt.)

Zwei Blumen im Familienleben und ihre Gefahren.

„Die Tugend hab ich nie gelobt,
Die nimmer sich im Sturm erprobt.
Die Weisheit hab ich nie gepriesen,
Die nie im Leben sich erwiesen.“

Bodenstedt.

Schon der Prophet des alten Bundes mahnte sein Volk: „Liebet Wahrheit und Frieden!“ Auf den ersten Blick scheint die Mahnung ziemlich überflüssig; denn Wahrheit und Friede sind zwei so schöne Blumen im Kranze menschlicher Tugend, daß es nicht schwer fallen sollte, sie zu lieben und — zu üben. Allein dem armen, schwachen Menschenherzen geht die Vereinigung beider Tugenden doch schwerer, als man meint.

Ein moderner Denker hat die Wahrheit eine männliche und den Frieden eine weibliche Tugend genannt und daraus geschlossen, im Eheleben sei die Pflege dieser zwei herrlichen Tugendblüten viel leichter und bequemer, als im Leben des Einzelnen. Im Familienleben könne man die Sache sich einteilen, der Mann die Wahrheit, die Frau die Friedensliebe repräsentieren.

In der Tat scheint das ein Ausweg, der eine vollkommene Harmonie verspricht. Der Mann vertritt nach innen und außen die strenge Wahrheit und befolgt das Wort:

„Sprich ja und nein und dreh' und deutle nicht,

Was du berichtest, sage kurz und schlicht.

Was du gelobtest, sei dir höchste Pflicht,

Dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht!“

Wenn dann die Frau das Friedenselement vertritt, oft, wie man sagt, „fünfe gerade läßt, so fesselt sie wohl dadurch das Glück an ihr Familienleben“.

Allein der Schein trügt. Die rechte Ehe ist eben mehr, als ein äußerliches „Nebeneinander“, sie ist ein „Mit- und füreinanderleben“, ein restloses seelisches Aufgehen der beidseitigen Interessen. Sie ist nicht nur ein äußerlich friedliches „Miteinanderauskommen“, sondern sie soll beide Teile seelisch vervollkommen, soll die Kinder, falls solche da sind, zu Charakteren erziehen. Diese Ziele werden aber mit einer Zweiteilung der Tugend nur teilweise oder auch gar nicht erreicht.

Da ist Frau K. Sie hat einen etwas fargen Mann, der für Haushaltsdinge kein großes Verständnis besitzt. „Dem Frieden zulieb“ kauft sie den Kindern heimlicherweise manches Kleidungsstück und läßt den Vater in der Meinung, es seien das lauter Geschenke der Großeltern. Bei manchen andern Sachen gibt sie den bezahlten Preis viel niedriger an, und der Mann lobt seine Frau, die „alles so viel billiger kaufe, als andere Leute“. Daß die Schwägerin, die nicht so beisspiellos billig einkaufen kann, von ihrem Manne Vorwürfe bekommt, sie verstehe nichts, ist noch nicht die schlimmste Frucht der „Friedensliebe“.

In unserer Nachbarschaft wohnte in meiner Kinderzeit der reiche Gutsbesitzer M. mit Frau und Kind. Sie kamen ausnehmend gut miteinander aus. Er vertrat die Wahrheit, sie den Frieden. Nie gab es in dem Hause eine Meinungsverschiedenheit, denn wenn er A sagte, so sprach sie es auch, und wollte er etwas, so gab es für sie nichts anderes.

Er war bedeutend älter als sie, das schuf ihm ein numerisches Uebergewicht. Dazu besaß er den prächtigen Buchenhof, während sie nur eine bescheidene Aussteuer und viel, sehr viel guten Willen in die Ehe gebracht hatte. Das gab ihm ein zweites Uebergewicht und befestigte seine dominierende Stellung.

Schon in den ersten Monaten wurde die junge Frau inne, daß der Mann dem Idealbilde, das sie sich von ihm gemacht hatte, nicht entsprach. Sie sagte sich aber: „Ich muß ihn eben nehmen, wie er ist, seine guten Seiten richtig schätzen und anerkennen und den Schwächen Rechnung tragen.“

Wirklich besaß er einige achtenswerte Eigenschaften: er war ein solider, sparsamer Landwirt mit praktischem Blick und eisernem Fleiß.

Er behandelte die Knechte und Tagelöhner scharf, doch nicht ungerecht, gab für den Haushalt ihr das nötige Wirtschaftsgeld und sagte ihr mitunter auch ein anerkennendes Wort.

Leider war er „schrecklich nervös“. Eine Kleinigkeit konnte ihn aufregen. Dazu besaß er auch „Eigenheiten“. Die Mutter hatte sie dem einzigen Sohne stets zu gute gehalten und denselben Rechnung getragen. Das verlangte er nun auch von der Frau und „schnürte“ ihr immer wieder seine Mutter vor. Das tat ihr bitter weh, aber sie schwieg. Trotzdem blieben Blitz und Donner nicht aus. Da räumte sie nun jeden Stein, an dem er sich hätte stoßen können, stillschweigend und vorsorgend aus seinem Wege, um häusliche Donnerwetter zu verhüten oder abzulenken; denn sie liebte den Frieden.

Sie besaß ein wohlwollendes Herz und gab gerne, wo die Not sich zeigte. Sie nähte im Winter warme Kleider für die Tagelöhnerkinder und strickte Strümpfe für frierende Greise. Er sah das und brummte. Nun wollte sie ihm Merger ersparen und spendete ihre Wohltaten heimlich und verstohlen, wo sie es konnte, und gab nichts, wenn er zu Hause war. Einerseits lebte sie nun in beständiger Sorge, daß ein Zufall sie verraten könne, anderseits war ihr die Heimlichkeiterei selber zuwider. So gab sie seltener und immer seltener. Ihre Mutter lebte in gedrückten Verhältnissen, ihre Schwester wurde Witwe und mußte kaum für ihre Kinder Brot zu schaffen. Da der Buchenhofers die armen Verwandten seiner Frau nicht gern bei sich sah und dieselben sich nicht aufdrängen wollten, so wurde auch seine Frau mehr und mehr zugeknöpft. Sie redete sich zwar ein, daß es den Deutchen nicht übel gehe und sie sich gut durchbringen könnten. Tatsächlich litten dieselben oft bittere Not. Als der Sohn und Erbe der Buchenhofers plötzlich starb, da hätte Frau Martha gern einen der kleinen Nissen erzogen. Sie unterließ es, weil sie den Mut zu einer offenen Aussprache nicht fand. Sie vereinsamte mehr und mehr, wurde äußerlich reicher und innerlich immer ärmer, weil sie Familiensinn, Freundschaft, Wohltätigkeit und all' die edlen Regungen ihres Herzens „dem Frieden zulieb“ opferte, und er wurde immer nervöser und unheimlicher.

Des Buchenhofers Schwester, Frau Hilde, hat bei ihrer Verheiratung schwierige Verhältnisse getroffen: sie übernahm Mutterpflichten gegenüber dem sechsjährigen Töchterlein des Gatten. Dazu blieb die

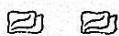
Mutter seiner ersten Frau in der Familie, und alle Freundinnen prophezeiten, daß es schlimm gehen werde. Die Verwandten des Mannes waren gespannt, wie die junge Frau den „armen Liebling“, das „liebe Engeltchen“ behandeln werde. Nach wenigen Monden aber herrschte nur eine Stimme des Lobes. Die junge Stiefmutter hieß nicht nur Margarethe (Perle), sie verdiente den Namen auch. Keinen Wunsch konnte sie klein Mennechen abschlagen. Das blieb auch so, als sie eigene Kinder zu erziehen hatte. Mennechen bekam, was sie wollte, die eigenen Kinder hatten die mütterliche Strenge zu fühlen, denn da hatte Frau Margreth keine großmütterliche Intervention zu fürchten. Das Lob der „Musterstiefmutter“ stieg. Als aber deren eigene Kinder tüchtige Menschen geworden und die verzogene Stieftochter es nirgends aushielt und ein richtiges „Unglückskind“ wurde, da tönten die Stimmen der guten Freunde: „Seht Ihr nun? Um die eigenen Kinder hat sie sich gekümmert, die hat sie kurz gehalten, an dem Stieffind war ihr nichts gelegen. Sie ist schuld!“

Schlimmer, sehr schlimm ist's, wo beide Eheleute den Frieden beiseite setzen und anfangen, sich gegenseitig „die Wahrheit“ zu sagen. Denn dieses beschränkt sich in der Regel auf die Aufzählung der gegenseitigen Fehler. Jedes bittere Wort enthüllt einen Abgrund von Unfreundlichkeit und liebloser Gesinnung. Es senkt sich wie mit Widerhaken in des andern Herz und schmerzt tief und bitter. Alle nachfolgende Liebenswürdigkeit vermag den Wermut nicht zu versüßen.

Die Wahrheit ist hoch und hehr, ist in der That eine Himmelsblume; aber sie muß am Fuße des Kreuzes wachsen und im Lichte jener Liebe sich entfalten, welche der Heiland als Blüte edelsten Menschentums uns verkündet hat. Wahrheit und Frieden gehören im Familienleben zusammen wie Blatt und Blume, wie Sonnenglanz und Himmelsbläue. Wahrheit ohne Friedensliebe wird zur Härte, und Friede ohne Wahrheit zur Schwäche und Charakterlosigkeit. Nur da, wo von Mann und Frau beide Blumen neben- und miteinander gepflegt werden, gilt das Wort:

„Die Liebe, die uns zwei verpflichtet,
Sie schwindet nimmer.“

M. H.



„Wer schlägt den Leu'n?“ so singt ein alter deutscher Dichter. „Wer schlägt den Riesen?“ Wer überwindet den und diesen? das tut jener, der sich selbst bezwingt.

P. Pisch.

Das Betpult.

Nach dem Französischen von M. B.

„Von wem sprechen Sie denn, mein lieber Bovet?“ frug der Advokat Folan, sich nähernd.

„Ich spreche von Trevel, den ich soeben mit seiner jungen, schönen Frau am Arm in den Festsaal eintreten sah, und ich finde, daß es diesem Burschen viel zu gut geht. Er ist Millionär und hat eine reizende Frau, die ihn zu lieben scheint, — es ist ganz außerordentlich.“

„Warum?“

„Warum! Weil dieser Trevel vor einigen Jahren ein nichts-nutziger Junge war, ein Tagdieb, ein zügelloser Spieler, faul, unfüchtig. Jetzt brüstet er sich mit herausfordernder Miene, — das gefällt mir nicht; und um es ihm zu beweisen, ließ ich vorhin seinen Gruß unerwidert.“

„Nur gemacht, Bovet. Ein wenig Nachsicht, bitte. Ich gebe es zu, Trevel hatte seine Fehler; aber er hat sich gebessert und verdient jetzt alle Achtung.“

„Ich glaube nicht daran, mein Lieber. Aber obgleich nichts-würdig und verkommen, ist er eben doch der Marquis von Trevel und seine Frau eine reiche Amerikanerin, das erklärt Alles.“

„Sie scheinen die Verhältnisse nicht zu kennen!“

„So belehren Sie mich darüber, wie dieser Herr zu seiner Frau und zu seinen Millionen kam.“

„Gern. Die Geschichte ist kurz. Es war in einer Nacht vor etwa drei Jahren. Lucien von Trevel hatte sein letztes Geld am Spieltisch verloren, als er beim Morgengrauen die Karten warf, mit denen er seit Stunden unsinnig gespielt hatte, und mit verstörter Miene aus dem Saal stürzte. Nun war alles zu Ende, das Glück hatte ihn verlassen, er war ruiniert, hatte keinen Centime mehr in der Tasche und saß tief in Schulden.“

Was nun beginnen? Trevel entschloß sich, in seine Wohnung zu gehen — zum letzten Mal —, seine Briefe und sonstigen Papiere zu vernichten und sich dann eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“

„Das wäre nicht schade gewesen,“ warf Bovet ein.

„Sie sind hart, mein Freund!“

„Was wollen Sie, Folan! Wenn ich sehe, wie diese Söhne aus guten Familien die schönsten Aussichten fürs Leben: angesehenen Name, Vermögen, Zutritt in die besten Kreise gleichsam als Angebinde mit auf die Welt bringen, dasselbe dann töricht und leichtsinnig wegwerfen und andere junge Leute von einfacher Herkunft, welche mutig und tüchtig um ihre Existenz kämpfen, verhöhnern und von oben herab behandeln, das empört mich!“

„Es gibt wirklich Leute,“ meinte der Journalist Bovet, sich an das Kamin im Rauchzimmer lehrend, „denen unverdientes Glück zuteil wird.“

„Ich kann Ihnen das nicht verargen, Bovet! Wer so wie Sie gearbeitet und sich abgemüht, hat das Recht, streng zu sein. Aber warten Sie das Weitere der Geschichte ab. Trevel kehrte also mit dem festen Entschluß heim, seinem Leben ein Ende zu machen. Der Pfändungsbeamte hatte schon alles mit Beschlagnahme belegt, es blieb ihm nichts als sein Bett, ein Tisch und ein Stuhl. Ein bitteres Lächeln überflog sein Gesicht, als er diese Vorbereitungen sah. Dann nahm er die alte Mappe, die der Beamte verschmährt hatte, suchte seine Briefe und Familienpapiere zusammen und war im Begriff, alles in den Ofen zu stecken, als ein vergilbter Brief seine Aufmerksamkeit erweckte: er war von seiner Mutter, sie hatte ihn kurz vor ihrem Tode geschrieben. Auf den vier, mit feiner, vornehmer Handschrift bedeckten Seiten las Lucien die guten Ratschläge, alle die Liebe der teuren Dahingegangenen. Der Unselige durchlebte beim Lesen dieser Zeilen schmerzvoll bewegt noch einmal die vergangenen Jahre. Er sah im Geist das alte Schloß, wo er seine Jugend zugebracht, den großen Park, die Wälder, die ganze feudale Besitzung. Seinen Vater, der infolge eines Jagdunglückes jung gestorben, hatte er kaum gekannt; aber er wußte, wie tief derselbe wegen seines hochherzigen Charakters wegen betrauert worden. Mit trostloser Innigkeit gedachte er seiner sanften Mutter, welche ihn stets mit so viel Liebe umgeben und behütet. Er war erst 25 Jahre alt, als sie starb. Und seither?! Seither war sein Leben nichts als Torheit, eine unnütze Existenz, ein Jagen nach Genüssen aller Art. Das reiche Erbe war verschleudert und Lucien, der Abkömmling einer alten, hochgestellten Adelsfamilie, wollte feige und schmachbedeckt sein Leben von sich werfen! — Er trocknete sich die Augen und betrat entschlossen

das Nebenzimmer, um seinen Revolver aus dem Kasten zu nehmen; dabei stieß er an ein Möbel, sodaß dieses umfiel. Er hob es auf und abermals überkam den jungen Mann eine tiefe Rührung, — es war das Betpult seiner Mutter, mit einem Kissen bedeckt, welches sie in ihrer Jugend mit eigener Hand gestickt hatte, das Betpult, welches sie hoch in Ehren gehalten und in ihrem Testament ihrem einzigen Sohne zu treuer Aufbewahrung anempfohlen hatte.

Trevel erblaßte. Er erinnerte sich, dieses Betpult seit seiner frühesten Kindheit im Zimmer seiner Mutter gesehen zu haben. Sie hatte dort in Freude und Leid zu Gott gefleht; wie oft war sie darauf gekniet, die feinen Hände auf dem Kissen gefaltet, und hatte gebetet für ihn, ihren einzigen Sohn, der ihre einzige Sorge gewesen! Und dieses ehrwürdige Betpult, diese Reliquie sollte profanen Blicken und Berührungen ausgesetzt, sollte zum Verkauf in einem öffentlichen Lokal ausgestellt und von irgendeinem Fremden weggetragen werden?! — Nein, das konnte, das durfte nicht sein! Lucien würde diese Entweihung nicht dulden. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, das Betpult zu verbrennen; aber er wagte es nicht, er schauderte vor diesem Vorhaben zurück. Er versank in langes, tiefes Nachdenken. — Dann plötzlich, nachdem er noch sanft und zärtlich das Kissen berührt, auf welchem die lieben Mutterhände so oft geruht, nahm er den Hut und verließ seine Wohnung.

Er begab sich zu einem reichen Handels Herrn, der durch seine mächtigen, ausgebreiteten Niederlassungen mit der ganzen Welt in Verkehr stand. Sie kennen ihn — Mr. William Jennings.“

„Das ist ja der Schwiegervater Trevels?“

„In der That. Dieser kühne, kluge, arbeitstüchtige Amerikaner kannte seit langem die Familie Trevel. Nach dem Tode der Marquise war er mit Lucien mehrmals bei gemeinsamen Freunden zusammengetroffen, und ebenso streng wie aufrichtig hatte er ihn jedesmal beiseite genommen und ihm heftige Vorwürfe gemacht wegen seines törichten Lebens und ihm geraten, doch etwas Nützliches zu unternehmen. Aber Lucien hatte ihm hochtrabend und verächtlich geantwortet, daß die Arbeit gut sei für arme Leute und wenn es ihm, Mr. Jennings, gefalle, durch angestrengte Beschäftigung Millionen zu erwerben, so passe es ihm, Trevel, ebenso-

gut, sein Geld für Vergnügungen auszugeben. „Jeder nach seiner Art,“ schloß er jeweilen. Nun hatte Trevel ihn aufgesucht, den einzigen Menschen, der sich vielleicht in seinem Elende noch seiner annehmen würde.

Nach einer Stunde hangen Wartens wurde er vorgelassen und enthüllte nun dem aufstrebenden Kaufherrn ohne Umschweife seine moralische und materielle Bedrängnis! Er sei gekommen, ihn um 500 Franken zu bitten, damit er seinen Hauptgläubiger befriedigen könne und das Betpult nicht veräußern müsse. Gern wolle er diese Summe durch irgendwelche Arbeit bei ihm abverdienen.

Mr. Jennings, der anfänglich mit spöttischem Lächeln zugehört, wurde nachdenklich.

„Für einen der Arbeit so ungewohnten Mann wie Sie es sind, habe ich leider keine Beschäftigung; übrigens ist die Ausrede fein erdacht und wohl 500 Franken wert. Ich wünsche Ihnen künftig mehr Glück im Spiel,“ sagte Mr. Jennings und war im Begriff, dem jungen Leichtsinningen die gewünschte Summe zu überreichen, als dieser sich zornig aufrichtete und die Banknoten mit der Erklärung, daß er kein Almosen begehre, zurückwies. Er sei gekommen, um gegen ehrliche, redliche Arbeit ein Darlehen zu verlangen, dessen Verwendung Mr. Jennings übrigens kontrollieren könne.

Mr. Jennings überlegte.

„Sie wollen also arbeiten?“ fragte er.

„Ja,“ gab Trevel bestimmt zurück.

„Ich kann Ihnen aber nur eine ganz untergeordnete Beschäftigung anweisen, wenn Ihnen das paßt.“

„Es sei, ich nehme sie an.“

„Gut, nehmen Sie Ihr Geld und kommen Sie morgen. Sie sind für drei Monate als Bureaudiener angestellt. Während dieser Zeit werde ich Ihren Unterhalt bestreiten.“

Als Trevel sich entfernen wollte, rief ihn der Amerikaner noch einmal zurück und bedeutete ihm, er habe morgen früh 6 Uhr auf dem Platze zu sein und eine blaue Livree mit Metallknöpfen und einer gallonierten Mütze anzuziehen. Bei dieser Mitteilung wechselte Lucien die Farbe. Sein stolzes Herz schlug zum Zerspringen, aber er überwand sich und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer. Andern Tages war er auf seinem Posten und zog

die Livree an. Er wurde als Marquis de Trevel in das Personalverzeichnis eingetragen. Keine Demütigung wurde ihm erspart und unter der fortwährenden Ueberwachung des unbeugsamen Amerikaners verrichtete Lucien seine Arbeit. Am Ende des Monats stellte ihn Mr. Jennings auf einen wichtigen Posten, er gab ihm Briefe zu schreiben, wichtige Eintragungen zu machen, — kurz verlangte unerhörte Anstrengungen von Trevel, welcher Tag und Nacht arbeitete, um seinem Versprechen treu zu bleiben. Als der dritte Monat zu Ende ging, ließ Mr. Jennings Trevel rufen und drückte ihm vor dem versammelten Personal kräftig die Hand.

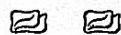
„Herr Marquis, Sie sind ein Mann, ich sage das nicht Jedem!“

Dann führte er ihn in sein Bureau und erklärte ihm, er habe ihn prüfen und sich überzeugen wollen, ob er wirklich so ganz ohne moralischen Halt wäre. Indem er nun dem jungen Mann großartige Ausichten eröffnete, sprach er ihm von seiner verstorbenen Mutter und suchte ihn von seinem verzweifelten Vorhaben abzubringen. Schließlich nahm er ihn in sein Geschäft auf.

Seither hat Trevel gearbeitet wie ein Tagelöhner und hat von sich reden gemacht. Heute ist er Geschäftsteilhaber und Schwiegersohn von Mr. Jennings, und Miß Maud, das heißt Madame de Trevel, gerührt durch die Geschichte des Betpultes, hat sich gelobt, auf demselben zu knien und zu beten.

So, lieber Bovet, das ist die Geschichte. Was sagen Sie jetzt?“ —

Bovet war von seinem Vorurteil geheilt und bekannte dies gern seinem Freunde, indem er sagte: „Ihr Trevel ist ein braver Junge, dem ich von Herzen die Hand drücken werde!“



Es kommt oft vor, daß krankhafte Zustände ganz von selbst verschwinden, wenn man ihnen nicht allzu große Aufmerksamkeit schenkt und noch öfter, daß kränkliche Leute ihre Pflichten viele Jahre hindurch treu und fröhlich erfüllen, weil sie gar nicht in der äußern Lage sind, viele Kuren an sich wenden zu können, während andere bei beständigem Aufenthalte in Kuranstalten ein unfruchtbares und innerlich trostloses Leben führen. Vielen von diesen könnte geholfen werden, wenn man ihnen einfach die Pflicht, etwas zu leisten, begreiflich machen könnte. Lege ihnen eine solche auf, nach vollstem Maßstabe ihrer Kraft, so werden sie dadurch gesünder, als durch alle Kuren und Ruhe und Pflege.

C. Rilly.

Moderne Fabrikstadt und mittelständische Landstadt.

(Nicht ein Bild, sondern die Wirklichkeit.)

Die Einfahrt in eine große Stadt der Gegenwart, insbesondere in eine Industriestadt, entrollt dem Auge eines natürlich und ästhetisch empfindenden Menschen regelmäßig höchst unerfreuliche Eindrücke. Es gibt nämlich kaum etwas Häßlicheres als die geschwärzten Fabrikgebäude, rußigen Holz- und Kohlenlager, schwerfälligen Güterhäuser und sonstigen baulichen Anlagen dieser und ähnlicher Art. Von einem Geistlichen, der Professor an der Oxford University und ein durchaus nüchterner und praktisch veranlagter Mann ist, wird erzählt: Derselbe könne niemals aus seiner Landpfarre nach London hineinfahren, ohne sein Antlitz zu verhüllen, damit der Anblick der Gebäudeblöcke, welche die Eisenbahn in den Vorstadtvierteln durchquert, ihn nicht zum Tagewerk unfähig mache.

Die Fabrikstadt als solche ist, abgesehen von ihrem ursprünglichen alten, innern Kerne, gewöhnlich öd und unkünstlerisch. Meistens ist das Schachbrettssystem für das Straßennetz gewählt. Eine charakteristische Silhouette des Stadtbildes fehlt. Wenig hochragende Häuser, wenig emporstrebende Kirchtürme, aber desto mehr gleichartig gebaute, wie Bleistifte in die Luft starrende Schornsteine, welche dichte, drückende Rauchwolken ausspeien und einem bleiernen Mantel gleich die Stadt einhüllen, ungezählte Mietskasernen, das ist es, was hier dem fremden Ankömmlinge so bald in die Augen fällt.

Die übrigen Wohnräume, auch wenn sie von den Fabrikanlagen entfernt sind, sehen unschön aus. Staub lagert auf Dächern und Gärten, Staub dringt in die Luftröhren und Atmungsorgane der Einwohner, Staub setzt sich in die Kleider und Wäsche der Menschen.

Trostloser als die eigentliche Stadt sind deren Vororte mit ihren meist niedern, gleichmäßig erstellten und überfüllten Häusern. Ein zierlich gestrichenes, freundlich dastehendes, Blumenschmuck offenbarendes Gebäude ist eine ziemliche Seltenheit. Was sollte dies auch inmitten eines Quartiers der Arbeit und der Tätigkeit, der Not und des Elendes? Teilweise überwölbte, kleine Flüsse, wenn es überhaupt mehr als einen gibt, winden sich durch Gäßchen und Gassen. Ehemals hatten jene klares, reines, fischreiches Wasser. Jetzt gleichen sie einer trägen, schlammigen, giftigen Masse. Die einst mit Grün bedeckten Uferhänge überzieht heute ein flebriger, zäher Schleim. Eisen-

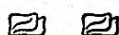
und Zementröhren gießen ihren undefinierbaren Inhalt in das trübe, garstige Gewässer. Helle Quellen, breite Straßen sind nicht zu entdecken.

Wie die Stadt, sind die zur Mittags- und Abendzeit aus den Fabriktoren strömenden Arbeitercharen. Nicht mit frohem Gesang und heiterem Geplauder, was noch vielfach die Landleute hochhalten, sondern mit düsterem Blicke oder im erbitterten Gespräche über das in ihrem Parteiblatte Gelesene ziehen sie in ihr Heim. Sie drücken der Stadtbevölkerung das äußere Gepräge auf, aber nicht wie im Mittelalter z. B. die zünftigen Handwerker, welche die Beherrscher ihrer Umgebung waren. Die soziale Macht ruht ja auf den Schultern eines kleinen und exklusiven Kreises, in den Händen der Aktionäre und Millionäre, der Direktoren und Aufsichtsräte. Neben diesem Geld- und Industrieadel und der proletarischen Arbeiterschaft spielen die andern Bevölkerungsschichten, selbst die Beamten und unabhängigen Existenzen eine beinahe einflußlose Rolle. Der „Mittelstand“ reduziert sich gar oft auf 2 oder 3 Duzend Handwerksmeister, mit bescheidenem Einkommen, deren Haupttätigkeit in Anfertigung von Reparaturen besteht, sowie auf einige Krämer und Kleinkaufleute. Denn Warenhäuser, Konsumvereine, Filial- und Abzahlungsgeschäfte usw. haben die Kundschaft an sich gezogen. Außer einer so erdrückenden Konkurrenz leiden die übrigen unter der Last der hohen Umlagen, welche der rasch gewachsenen und stark verschuldeten Stadt aufgenötigt wurden.

Der Klassengegensatz von Plutokratie und Proletariat macht sich besonders geltend in den öffentlichen Lokalen. Die Bourgeoisie sondert sich gesellschaftlich nicht nur von der Arbeiterschaft, sondern auch von dem Mittelstande, ja nicht selten von dem Gros der Beamtschaft strenge ab. Ihr gesellschaftliches Zentrum ist das Kasino. Die unteren Schichten dagegen verkehren im Arbeiterverein oder in der Gewerkschaft, welche beide mit wenigen Ausnahmen sozialdemokratischen Anschauungen huldigen. Eine mitunter sehr bedeutende Minorität von Arbeitern sucht Fühlung und bekommt Unterhaltung in den konfessionellen Vereinen. Dort verkehren der Klerus und die bürgerlichen Elemente. Da scheint die gesellschaftliche Kluft, wenigstens für Stunden, überbrückt.

Das Volksleben kennt die heutige Industriestadt nicht, ebenso nicht ein städtisches Gemeingefühl, eine Liebe zur städtischen Heimat und ihrer Geschichte. Der Sonntag unterscheidet sich im Wesen von den Werktagen nur dadurch, daß die meisten Betriebe stille stehen. Der Proletarier trägt nicht selten jahraus, jahrein die nämliche Kleidung. In stolzer, verächtlicher Haltung gehen an ihm vorüber die in Seide und Salomanzug Daherspazierenden. Von einer Sonntagsfeier und ihrem weihewollen Hauche ist in der Industrie- und in der Großstadt so viel wie nichts zu verspüren. Sonntagsruhe weiß bloß die Kleinzahl von Familien richtig einzuschätzen.

(Schluß folgt.)



Abraham a Sancta Clara und — die Hutmoden.

Der berühmte Wiener Kanzelredner kommt öfter in seinen Schriften auf die Hutmoden seiner Zeit zu sprechen. Wüßte man nicht ganz gewiß, daß der ehrwürdige Abraham schon längst gestorben, man könnte glauben, er habe erst in unserer Zeit seine Beobachtungen gemacht, die ihn zu den teilweise recht hoshafte Bemerkungen veranlaßten — so zutreffend sind sie bisweilen. So ist im „Wohlangefüllten Weinkeller“ zu lesen: „Anjeko ist fast alle Wochen eine neue Mode, und diese ist mehrer veränderlich als der Mondschein. Von 60 Jahren her, o was Mode nur in Hüten! Bald ein hoher Hut, wie ein steirischer Kegel; bald ein niederer Hut, wie ein Pudelfell; bald ein glatter Hut, wie eine Schœermaus; bald ein breiter Hut, wie ein Fagboden; bald ein schmaler Hut, wie ein Milchtopf; bald einfach gestukt, bald doppelt gestukt, bald dreifach, daß er also drei Hörner vorstellt. Bald ist's ein Hut, der mit Federn prangt, bald ist's ein anderer, der da maußt. Bald ist's ein Hut mit einem silbernen oder goldenen Reif, bald ohne dergleichen Zirkel. In Summa, eine stete Veränderung ist in den Hüten....“

Und im „Judas, dem Erzschelm“ heißt es: „Es sind aber diese fast alle Tage so veränderlich, daß ein Huter fast einen Doktor abgeben muß und stets auf neue Mode, auf neue Modell muß gedenken; denn bald ist ein Hut hoch wie ein Rührkübel, bald nieder wie ein holländischer Käs, bald breit wie ein Schießscheiben, bald schmal wie ein Hafendeck, bald zugespitzt wie ein Starnißel, bald zusammengedruckt

wie ein Gugelhopf, bald zottet wie ein Roßfogen, bald glatt wie eine Scheermans (Maulwurf), bald schwarz wie ein Tintenfaß, bald weiß wie ein Mehlsack, bald braun wie ein Ledererboding, bald grau wie ein Schwalbennest, bald grün wie eine Lauberhütten, bald rot wie ein Hahnenkamp usw. Sonst pflegt man zu sagen: Viel Köpf, viel Sinn; aber dormalen heißt es: Viel Köpf, viel Hüt. Denn es gibt große und kleine, dicke und dünne, schwere und leichte, gerade und gebogene, gute und schlechte, teure und wohlfeile Hüte; sogar findet man gescheite Hüte, mit denen oft närrische Köpfe bedeckt sind (Etwas für alle: der Huter). Sagt her, welcher Moditeufel hat die hohen Hauben aufgebracht? Der Obrist Luzifer ist derenthalten übel zufrieden, denn er hat mit großen Unkosten die Höllspforten müssen höher bauen, weil ihr euch nie buckt....“

R.



Kantonales Mädchengymnasium Freiburg.

(Eingesandt.)

Das kantonale Mädchengymnasium in Freiburg versendet seinen Bericht über das Schuljahr 1909/10 und das Programm für das neue Schuljahr 1910/11. Wir entnehmen daraus, daß die neue Studienanstalt am 6. Oktober 1909 mit der untern Abteilung in ihren zwei Sektionen, einer deutschen und einer französischen, eröffnet wurde. Jede Sektion umfaßte 3 Klassen. Im ganzen zählte man in diesem Eröffnungsjahr 27 Schülerinnen. Darunter befanden sich 12, die an allen Unterrichtsgegenständen, eingeschlossen Latein, teilnahmen. Die andern nahmen an den andern Unterrichtsgegenständen mit Ausnahme des Lateins teil. Hingegen besuchten die Lateinstunden 7 Schülerinnen, die eigentlich nicht zum Gymnasium gehörten. Die Oberaufsicht über die Studien untersteht einer Kommission von 6 Universitätsprofessoren; es sind dies die Herren Beck, Brunhes, Büchi, Daniels, Schnürer, Speiser; Frä. Marie Speyer leitete als Direktorin den Unterricht. Das Lehrpersonal umfaßte 2 Lehrer und 9 Lehrerinnen. Die Schulprüfungen, die teils mündlich, teils schriftlich unter der Ueberwachung der Studienkommission stattfanden, bewiesen, daß im Mädchengymnasium ernst gearbeitet wird. Bei der kleinen Feier, die Anfang Januar die Stu-

dienkommission und den Lehrkörper vereinte, danke Herr Georges Pnythou, der Direktor des öffentlichen Unterrichtes des Kantons Freiburg, lebhaft dem Institut der Lehrschwestern von Menzingen, durch das die Anstalt ins Leben gerufen wurde. Durch einen Erlaß vom Juli 1909 hatte die Unterrichtsdirektion dem Rektor der Universität mitgeteilt, daß die für die Immatrikulation der Damen an der Universität verlangten Maturitätszeugnisse in Zukunft an dem kantonalen Mädchengymnasium zu erwerben seien.

Mit dem nächsten Schuljahr soll die 4. Klasse eröffnet werden, also der Anfang für die obere Abteilung gemacht werden. Während in der untern Abteilung die deutschen und französischen Klassen getrennt waren, werden sie von der 4. Klasse ab vereint sein, sodaß die eine Hälfte der Fächer in deutscher Sprache, die andere in französischer Sprache gegeben werden.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Mädchen, die sich für die Universität vorbereiten wollen, mit Ergänzungskursen ihr Ziel schwer oder gar nicht erreichen.

Ein langsamer, regelmäßiger, methodischer Unterricht, wie ihn das Mädchengymnasium bietet, ist dafür allein der sichere Weg. Das Mädchengymnasium in Freiburg will aber mit seinem auf 7 Klassen verteilten Unterrichtsprogramm nicht allein zur Maturität vorbereiten, sondern auch allen denjenigen Mädchen, denen es um ernste Bildungsgrundlagen zu tun ist, diese bieten. Darum wird die besondere Ausbildung des weiblichen Wesens nicht vernachlässigt. Auch weibliche Handarbeit und Einführung in die Hausarbeiten sind im Programm vorgesehen. So kann das Mädchengymnasium auch ein anderweitiges Pensionat ersetzen und bietet dazu noch eine besondere Ausbildung des Intellektus und des Willens als die Frucht eines ernstesten, methodischen Studienganges. Das kann auch derjenigen von großem Nutzen sein, die als Mutter einst berufen ist, die Erziehung ihrer Töchter und Söhne zu leiten. Die Zulassungsprüfungen für das neue Schuljahr 1910/11 finden Mittwoch den 5. Oktober in den Räumen der Akademie vom heil. Kreuz zu Freiburg statt. Der Unterricht beginnt am 6. Oktober. Für Anmeldungen und Auskunft wende man sich an die Direktion des kantonalen Mädchengymnasiums, Freiburg, Pérolles 68.



Haus und Herd

Mein Haus ist meine Burg



Häusliche Ratsschläge.

Um das **Anbrennen** beim Kochen von **Pflaumenmus** zu verhindern, reibe man den Kochtopf zuvor tüchtig mit weißem Wachs aus.

Um **Trauben und Früchte zu versenden**, packt man die Trauben auf eine Lage Weinblätter, die auch auf den Seiten des betr. Verpackungstückes angebracht werden. Man füllt recht dicht, indem man zuweilen etwas rüttelt, damit sich der Inhalt gehörig setze. Alles Zwischenlegen von Papier oder Blättern unterläßt man besser, da erfahrungsgemäß Zwischenlagen die Früchte mehr drücken und schädigen als diese selber.

Um **schwarze Glacé-Handschuhe aufzufrischen** nimmt man einen kleinen Löffel voll Salatöl unter Zusatz einiger Tropfen schwarzer Tinte, trägt diese Flüssigkeit mit einer Feder oder einem Läppchen auf die Handschuhe und läßt dieselben an der Sonne trocknen.

Fleckige und graue Tapeten reibe man mit Mehl mittelst einem wollenen Tuch sorgfältig ab.

Lederüberzüge zu reinigen und ihnen ein frisches Aussehen zu geben, reibt man diese mit gut geschlagenem Eiweiß ab.

Küche.

Äpfelkuchen. 10—12 gute Kochäpfel werden geschält und in dünne Blättchen geschnitten, diese mit einem Stück Zucker, zirka 70 gr Butter, einem Gläschen Wasser und ebensoviel Wein aufs Feuer gesetzt, zugedeckt, weich gedünstet, dann durch ein Sieb getrieben, die Marmelade noch mit etwas Zucker versüßt und ein Kaffeelöffel feinvermiegte Zitronen darunter gemengt. Vom Buttermteig wird nach beliebiger Größe ein runder Boden ausgeschnitten, die Marmelade fingerdick darauf gestrichen und dabei rings am Rand zwei Finger breit leer gelassen. Vom Teig werden schmale Streifen abgeschnitten oder gerädelt und gekreuzt über die Marmelade gelegt und zuletzt rings um einen zwei Finger breiten Rand aufgesetzt und zuletzt der Kuchen mit Zucker bestreut und gebacken.

Apfelpudding. 200 gr. Mehl werden mit 1 dl. warmer Milch glatt angerührt, 200 gr. gestoßener Zucker, 20 gr. Butter und das abgeriebene Gelbe einer Zitrone dazu gegeben und alles auf dem Feuer zu einem etwas festen Teig abgerührt, der sich von der Pfanne ablöst. Dieser wird nun in einer Schüssel mit 100 gr. Butter und 6 Eigelb tüchtig verarbeitet. Unterdessen werden 5 geschälte, in kleine Würfel geschnittene saure Äpfel mit 20 gr. Butter und einer Hand voll Zucker auf raschem Feuer einige Minuten leicht gedämpft. Vom Feuer zurückgezogen, werden sie gleichzeitig mit den zu Schnee geschlagenen 6 Eiweiß unter die Masse gemengt. Diese

wird in eine Puddingform eingefüllt und der Pudding in kochendem Wasserbad 50 Minuten in den heißen Ofen gestellt. Die Form wird nun auf eine Platte gestürzt und der Pudding mit einer Weincrème oder einer Fruchtsauce serviert.



Aus der Gesundheitslehre



Räuchern als „Verbesserungsmittel“ der Zimmerluft.

Von Dr. Otto Gotthilf.

(Nachdruck verboten.)

Wenn das Menschenkindlein zur Welt kommt, ist seine erste und wichtigste Tätigkeit das Atmen, welches alsbald durch Schreien zu einer wahren Atemgymnastik sich steigert. Und während der ganzen Lebenszeit „bis zum letzten Atemzuge“ bildet die Luft das eigentliche Lebenselement des Menschen. Tag und Nacht muß er ohne Unterbrechung atmen, um überhaupt existieren zu können. Ohne Nahrung haben Leute, mit oder ohne Absicht, schon Monate lang sich erhalten, aber ohne Luft nie länger als wenige Minuten. Die Luft ist an Güte sehr verschieden. Am besten ist immer die Luft draußen in der freien Natur, weniger gut die Binnenluft unserer Wohnzimmer, namentlich in der kälteren Jahreszeit, wenn Fenster und Türen meist geschlossen sind. Denn nicht nur die Menschen verderben dann die Luft durch ihre Atemgifte und Ausdünstungen, sondern auch das Heizen und die Beleuchtung. Viele Personen nehmen, wenn sie von draußen in ein nicht ventiliertes Zimmer eintreten, diese Luftverderbnis sofort wahr, und zwar vermittelt desjenigen Organes, welches in dieser Hinsicht einen „Wächter der Gesundheit“ darstellt: die Nase. Entsetzt rufen sie dann beim Eintritt in das Zimmer aus: „Ist das hier aber eine schlechte Luft!“ Und was geschieht nun sehr oft? Statt sofort die Fenster aufzureißen und in Hülle und Fülle diejenige Luft hereinzulassen, welche man soeben draußen als überaus rein empfand, sucht man nur sein beleidigtes Geruchsorgan zu beruhigen oder vielmehr zu täuschen, indem man räuchert oder Parfüm verspricht. Dadurch ist doch aber, wie jeder einsehen muß, die Luft nicht reiner und besser geworden, sondern es ist nur der üble Geruch durch einen stärkeren, auf das Organ intensiver einwirkenden andern verdeckt worden. Die vorherigen Bestandteile der Luft, besonders die giftige Kohlensäure, sind noch ebenso vorhanden. Und das nennt man die Luft „verbessern“. Prof. Dr. Mendelson sagt hierüber: „Wissen möchte ich, wer das Räuchern erfunden hat. Vermutlich Kollege Eisenbart; denn es hat verteuftelt Ähnlichkeit mit dessen schmerzlosen Zahnoperationen: im selben Augenblicke, wo er den Zahn zog, verabfolgte er dem Patienten eine kräftige Ohrfeige, damit der Kranke nur den Schmerz von dieser, nicht von dem Ausreißen des Zahnes verspürte. Gerade so ist es mit den Räucherungen; auch hier wird versucht, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Sie verbessern die schlechte Luft nicht, — denn verbessern kann man die schlechte Luft nur dadurch, daß man sie durch neue ersetzt, — sondern haben in der Tat nur den einen Nutzen, einen so abscheulichen Gestank zu verbreiten, daß man gezwungen ist, die Fenster aufzureißen.“ Ja,

wenn das letztere nur immer geschehen würde, dann hätte das Räuchern wirklich großen Nutzen. Auch die Gesundheitspredigerin Miß Nightingale stimmt dem bei, indem sie sagt: „Die besten Räucherkerzchen sind die, welche solchen Gestank verbreiten, daß man notgedrungen alle Fenster aufsperrn muß.“

Man möge also hinfüro nicht durch Räuchern oder Parfümieren seine Nase auf Kosten der Lunge betrügen, sondern stets die wahre Lungenspeise, des Menschen Lebenselixier, die reine frische Außenluft, durch weit geöffnete Fenster herein lassen! Wohlbehagen, Gesundheit und Lebensfrische wird der Lohn sein.

Lange lebet der Luftfreund!



Behandlung von Wäsche bei ansteckenden Krankheiten. Die Wäsche von Kranken muß gesondert gehalten werden. Die Schmutzstellen werden in einem Eimer nach Art der beschmutzten Windeln ausgespült in Kreosol oder Lysol, dann in einem andern Eimer tüchtig ausgeschwenkt, die übrigen Teile nur eingeseift, wobei man gar nicht nötig hat, die Schmutzflecken mit der Hand zu berühren.

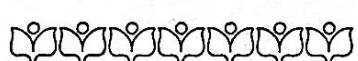
Ist die Wäsche richtig eingeseift, so wird sie in einen Kessel mit so Wasser gebracht, daß es über der Wäsche zusammengeht; es darf demselben unbedenklich etwas Chlor und Soda beigegeben werden. Wenn Soda und Chlor vorher aufgelöst sind und so nicht mit einzelnen Teilen der Wäsche in zu innige Verbindung kommen, so schaden sie der Wäsche nichts, zumal wenn dieselbe vorher noch einmal ordentlich nachgespült wird.

Die richtig eingeseifte Wäsche, mit oder ohne Soda- oder Chlorzusatz, befindet sich nun in einer kalten Seifenlösung und wird mit dieser im Kessel auf das Herdfeuer gebracht und langsam zum Sieden erwärmt und einige Minuten im Kochen erhalten. So ist die Wäsche gründlich gereinigt und desinfiziert ohne an ihrem Gebrauchswert irgend eine Einbuße erlitten zu haben. Das Wasser der gekochten Wäsche kann in jeden Kanal eingeleitet werden.

Hat man genügend Zeit und Vorrat, so kann die jetzt ungefährliche Wäsche ein-, zwei- oder auch dreimal in der üblichen Weise mit kaltem oder warmem Wasser nachbehandelt werden, aber notwendig ist es nicht.

Trotzdem ein direktes Berühren der infektiösfähigen Wäsche beim Einseifen nicht notwendig, aber immerhin schwer zu vermeiden ist, so sind die Wäscherinnen anzuhalten, sich die Hände, die durch die Arbeit oft rissig und zur Aufnahme von Keimen geeignet sind, nach dem Einseifen der Wäsche mit Kreosolwasser zu waschen. („Aus Blätter für Krankenpflege“.)

Gebrauch der Gummischuhe. Gummischuhe dürfen nur getragen werden, wenn sie nötig sind, also bei feuchter, nicht aber bei trockener Witterung, wo gute Strümpfe und Schuheinlagen (am besten aus Stroh) mehr am Platze sind. Sie sollen im Zimmer nicht an den Füßen behalten werden, weil dann unnötig mehr Wärmestauung eintritt. Wo diese zum vornherein zu befürchten ist, wie z. B. bei feuchtwarmer Witterung, sollten nach Bedarf leichtere Strümpfe und Schuhe angezogen werden.



Literarisches.



In unserer Jugend klang in der Literaturgeschichte der Name Abraham a Sancta Clara an unser Ohr. Wir hörten die eine oder andere Anekdote, hörten, daß Schiller dem „prächtigen Original“ den Stoff zu seiner Kapuzinerpredigt entnommen. Aber zu einer Kenntnis der Schriften des Volkspredigers brachte man es nicht, und doch verdient der Mann mit dem klangvollen Namen, das „oratorische Phänomen seiner Zeit“, auch unserm Geschlecht vorgestellt zu werden. In trefflicher Weise besorgt dies die **„Blütenlese aus den Schriften von Abraham a Sancta Clara“** nebst einer biographisch-literarischen Einleitung von Dr. Karl Bertsche. Mit Bild und Autogramm (Herder'sche Verlagshandlung). Die ausgewählten Stellen sind nach festen Gesichtspunkten geordnet, ein schlichter, frischer Feldblumenstrauch grüßt uns, der uns immer wieder verkündet, daß „Menschen sind die Menschenkinder“, der aber auch für ihre Fehler das rechte Heilmittel in sich trägt.

Die Stellung der Frau im privaten und öffentlichen Leben hat in den beiden letzten Jahrzehnten erhebliche Veränderungen erfahren. Mehr und mehr tritt sie aus dem engen Kreis der Familie heraus. Neue Ideen treten von allen Seiten heran, richtige und unrichtige, wertvolle und wertlose, gute und schlechte. Inmitten der vollen Strömung sieht männiglich sich nach einem Führer um. P. Köslers schrieb sein Buch über die Frauenfrage (Herder'sche Verlagshandlung), und in C. T. Amelangs Verlag in Leipzig erscheint nun ein mehrbändiges Werk, das **„Die Kulturaufgaben der Frau“** zum Gegenstand eingehender Erörterung machen will. Das auf sechs Bände berechnete Werk wird herausgegeben von Prof. Dr. Jakob Wychgram. Bereits liegt der erste Band fertig vor: **„Die Frau in der Familie“**, von Frau Elisabeth Krükenberg bearbeitet (Preis M. 5.— in Original-Einband).

Der Prospekt versprach hier nicht zuviel. Dieses Buch ist aus gewissenhaften, ernstesten Vorstudien erwachsen und auf eigene Lebenserfahrung aufgebaut. Es wendet sich an alle gebildeten Frauen, an Verheiratete und Unverheiratete, an Berufslose und im Beruf Lebende, an Jung und Alt. Im ersten Abschnitt ist die Grundlage der Familie, die Ehe, in den Mittelpunkt gestellt. Nach einem Rückblick auf die vorchristliche Zeit wird das Verhältnis von Christentum und Ehe erörtert. Hier ließe sich der eine oder andere Punkt erweitern und religiös vertiefen. Dann geht die Darstellung zum Kinde über. Sinnesstätigkeit, Seelenleben, Körperpflege, Wärme, Licht, Spiel, Aufgaben der Mutter, Mutter und Kindergarten, Kinderstube und Salon, Kind und Kunst, Märchen, Lektüre, Haus- und Internatserziehung, Vererbung und Erziehung, Charakterbildung — das sind nur einige wenige Punkte, die aus der Fülle des Gebotenen hervorragen. Es folgt: der Einfluß der Frau auf den Geist des Hauses, auf deutsche Kunst, Wohnungskunst, Mietwohnung und Eigenheim, und — die Diensthofenfrage; daran schließt sich die Erörterung der Beziehungen der Frau zur Außenwelt. Interessant und ansprechend vor allem ist der pädagogische Teil. Wohl kein Punkt ist hier übersehen. Die Darstellung ist klar, einfach und übersichtlich. Dem religiösen Gefühl wird in der Erziehung all den neuen Strömungen gegenüber sein Recht gewahrt. Die Ausstattung des Buches verdient alles Lob. —

An alle Mütter, seien sie arm oder reich, mehr oder weniger gebildet, wendet sich ein kleines, handliches Büchlein, das bereits zum neunzehntenmal in die Welt geht: „**Kinderpflege in gesunden und kranken Tagen**“, Ratschläge von Pfarrer Seb. Aneipp sel. (Verlag von L. Auer, Donauwörth.) Dasselbe verbreitet sich zunächst über die Sorge der Eltern für ihre eigene körperliche und geistige Gesundheit, über Kinderpflege in gesunden Tagen bis in die Entwicklungszeit, dann über die Behandlung in Krankheitsfällen mittelst Wasser- und Kräuteranwendung. Der beigelegte Küchenzettel für Kinder möchte uns Anleitung geben in der Erziehung eines kraftvollen Geschlechtes.

Alle die Kräuter, die Aneipp empfiehlt, führt das „**Heilpflanzen-Taschenbuch**“ von Ed. Bauer, Ad. Dertel und Ed. Rettich (Verlag von F. Schröter, Basel) in Wort und Bild vor und gibt Anleitung zum Sammeln und Trocknen der Pflanzen. Gerade auf Ausflügen in diesen Herbsttagen wird das handliche Buch gute Dienste leisten. M. S.

Alle hier angekündigten und rezensierten Bücher sind in der Buchhandlung Räder & Cie. in Luzern zu beziehen.

Mitteilungen ^{aus dem} Frauenbund

Stimmen vom Schweiz. kathol. Kongress für Schule und Erziehung.

Die großen öffentlichen Tagungen rekrutieren sich gewöhnlich in der Mehrzahl aus den Männern. Diese sind berufen, mit den Weisesten ihrer Reihen Rat zu halten über die Wohlfahrt des Landes, über Schutz und Pflege der heiligsten Güter.

Doch dieneil der Mann hinaus geht zu ernster Arbeit, will die Frau in ihrer stillen Alltagswerkstätte denselben Zielen dienen; ihr Wollen und Streben als Hüterin des häuslichen Glückes, als Erzieherin und Pflegerin der Kinder, als beratende Freundin der heranwachsenden Söhne und Töchter, als verständnisvolle Gefährtin des Gatten haben eine geistige Verknüpfung mit der großen Wirksamkeit des Mannes. Darum verfolgt sie diese mit warmem Interesse, mit Zuversicht und Vertrauen. Sie erkennt es nicht, daß in den öffentlichen Bestrebungen Schutz und Förderung liegt für ihr stilles Wirken, aber sie erkennt auch, daß sie mit einzustehen hat mit all ihren zu edelm Frauenberuf verliehenen Gaben, die Wohlfahrt zu bauen und zu festigen.

In diesem Sinn würdigen wir die Tagung in Wil und wollen in einem kurzen Rundgang durch die Sektionsversammlungen vernehmen, was sie zu uns Frauen spricht.

An erster Stelle finden wir ein autoritatives Wort von P. Gregor Koch, dem Referenten der theologisch-philosophischen Sektion, über „Das Recht der Eltern und das Recht der Kirche auf die Schule“. Der Kampf um die Schule ist der Kampf zwischen christlicher und anti-christlicher Weltanschauung. Niemand hat den Eltern die Pflichten ihren Kindern gegenüber so eingeschärft wie die Kirche durch ihre grundlegenden Heilswahrheiten. Die Eltern haben ein Recht auf die Schule, welche Rechte gibt die positive Staatsordnung den Eltern auf die Schule? Darauf antworten die Art. 27 und 49 der Bundesverfassung. Darin sind einige wichtige Rechte festgelegt, das Recht auf genügenden Primarunterricht, auf Unentgeltlichkeit und Glaubensfreiheit. Das wichtigste Recht der Eltern ist aber nicht festgelegt, das Recht der Freiheit. Aus dem Wesen der Schule geht hervor, daß sie für das Kind da ist. Sie gehört den Eltern, denen das Kind gehört. Ihnen liegt die Pflicht ob, das Kind zu erziehen. Die Schule ist ihnen dazu Hilfsmittel. Sie müssen in der Wahl derselben frei sein. Wer dieses Recht antastet, der tastet die Familie an. Wer auf das Recht der Erziehung ganz verzichtet, hört auf, Mensch zu sein. Daraus ergibt sich, daß die Eltern von der Schule verlangen dürfen, in ihrem Geiste zu wirken. Die Schule muß zwar vergemeinschaftlicht werden. Staatliche Gesetzgebung hinsichtlich der Schule ist unbedingt notwendig. Die Freiheit der Menschen muß sich dem Ganzen unterordnen. Aber die Gesetze dürfen nicht im Widerspruch mit den Rechten der Eltern stehen. Der Staat darf kein Moloch sein, der seine Kinder frißt. Es liegt auch im höchsten Interesse der Lehrer, daß das Naturrecht der Eltern gewahrt werde. Der Lehrer soll Stellvertreter der Eltern, nicht bloß Staatsangestellter sein. Dann fehlt es nicht am richtigen Kontakt zwischen Schule und Haus. Der Staat ist bureaukratisch; Familie und Gemeinde aber tut Freiheit not, zum Wohle des Volkes. Wir müssen unterscheiden zwischen staatlicher Schulgesetzgebung und staatlicher Schule selber, dem Staatsschulmonopol. Die Privatschule ist ein erstes Recht der Eltern, vorausgesetzt, sie erfülle das Mindestmaß, das man fordern darf. Die religiös-sittliche Erziehung ist unser Hauptziel. Ein irreligiöser Mensch hat keinen festen Halt. Die sogen. „neutrale“ Schule kann eine gesunde Menschheit nicht heranbilden. Die Eltern haben daher ein heiliges Recht auf eine Schule, die einen ganzen Menschen heranbildet, und das geht nicht ohne Kirche und Christentum. Jenes Ziel ist nur in der konfessionellen Schule erreichbar. Je nach den örtlichen Verhältnissen müssen wir diese anstreben. — Die „neutrale“ Schule ist tatsächlich ein Ding der Unmöglichkeit. Kann diese nicht vermieden werden, so dürfen wir auf unsere heiligsten religiösen Gefühle nicht verzichten.

Den hier ausgesprochenen Grundsatz vertritt und vertritt auch die juristische Sektion.

Die Charitas-Sektion, die vor allem in der Frau einen Verbündeten sucht und findet, befaßte sich an erster Stelle mit dem „Kampf gegen den Alkoholgenuß der Kinder“. Gewiß stimmen unsere Mütter dem Referenten (Dr. Adam aus Basel) voll und ganz bei, wenn er sagt: „Für Kinder ist auch der geringe Alkoholgenuß unzulässig. Seine Wirkungen

sind in allen Fällen schädlich. Die Schule spürt diese Folgen zuerst. Auch in Instituten sollte jeder Alkoholgenuß untersagt sein. Die Schulpaziergänge sollten „alkoholfrei“ sein. Alkoholgenuß sollte vor dem 20. Jahre nicht stattfinden.“

Eine weitere naheliegende Aufgabe wird in der Fürsorge für die schulentlassene Jugend erblickt. Der Referent, Hochw. Herr Pfarrer Käfer, gibt dazu folgende Wegleitung: 1. Beihilfe zu einer richtigen Berufswahl und weitmöglichst berufliche Ausbildung (bei unsern Mädchen fällt der Mutter einen Anteil zu in der Sorge für deren häusliche praktische Tätigkeit). 2. Bekämpfung der „Heimflucht“ und der Abwanderung in die Städte. 3. Zuweisung der abwandernden jungen Leute an die katholischen Jugendvereinigungen der Schweiz. 4. Beschaffung von „Jugendführern“ für beide Geschlechter mit sämtlichen Adressen der bestehenden katholischen Jugendvereinigungen, mit denen sich hochherzige, für die Jugend begeisterte Personen in Stadt und Land unverzüglich befassen sollten.

Es ist gewiß aus dem Schatze gesammelter Erfahrungen gesprochen, wenn die Arbeiterinnenfreundin Frä. Schriber aus Kriens darauf hinweist, daß namentlich die im Dienste der Fremdenindustrie stehenden Mädchen meist noch unter den mißlichsten Verhältnissen leiden. Sehr richtig empfiehlt sie, sich an den Mädchenschutzverein zu wenden. Wiederum gilt diese Mahnung besonders den Müttern. Hier finden sie Auskunft, Rat und für ihr Kind Schutz und Führung, wo anderseits unvorsichtiges Plazieren mit Hauptaugenmerk auf großen Lohn schon oft bitter zu büßen und oft nicht mehr gut zu machen war.

Zur Erwähnung kam auch eine in frühern Nummern der „St. Elisabeths-Rosen“ besprochene Schöpfung der Charitas-Sektion: der der Krankenpflegerinnenschule in Sarnen angereihte „St. Anna-Verein“ für Wochenpflege, womit einem dringenden Bedürfnis Rechnung getragen und dem Ruf nach eigentlichen Helferinnen in der Not begegnet wird: Pflege den armen Kindern und Schonung armen Müttern, damit diese letzteren gesund ihren schweren Pflichten zurückgegeben seien.

Auch die Sektion zum Schutz der Sittlichkeit appelliert an die Mithilfe der Frauen, wenn es sich darum handelt, die dem Kinde vor die Augen und durch die Hände kommenden Ansichtskarten und die kinematographischen Vorstellungen auf ihren sittlichen Wert und auf ihren Einfluß auf die Jugend zu prüfen. Familie und Schule haben das sittliche Leben und die sittlichen Kräfte der Jugend zu schützen und zu erhalten. Der sittliche und als seine Grundlage der religiöse Gedanke ist bei der Erziehung zu wahren und gegenüber der materialistischen Verflachung der Zeit zu stärken.

Wenn der Kongreß schließlich noch vom Gebiet Volkslektüre spricht, so sind auch hier die Frauenkreise von der Mitwirkung nicht dispensiert. So dürfte die Gründung von Volksbibliotheken mit zum Programm der Frauenbund-Sektionen gehören. Wie oft auch gelangt der Kolporteur mit Vorliebe mittelst einiger einschmeichelnden Worte an die Frau des Hauses. Da sei sie nicht eine so leicht einzunehmende Feste; Minderwertigem weise sie kurzweg die Türe. Anderseits lasse sie sich aber auch

nicht gereuen, etwas zu wagen für gute Jugendschriften, diesen Helfern in der Erziehungsarbeit. Auch ihr selber tut Nahrung und Anregung not. Sie vergesse auch nicht, für die Verbreitung unseres Organes tätig zu sein. Bei dem höchst bescheidenen Abonnementspreis sollte es nicht schwer sein, auch die Freundin als Abonnentin zu gewinnen.

Auch auf die „Stimmen aus dem Volksverein“, von denen ein zweites Heft mit einer sehr umfassenden Arbeit über praktisch-soziale Vereinsarbeit auf dem Lande, von Dr. Hättenschwiler, erschienen ist, sei hier aufmerksam gemacht.

Lassen wir dieses Echo vom Wiler-Kongreß nicht ungehört verhallen. Manch ein Wort war für uns und aus unserer Seele gesprochen.

Das Blumenfest des St. Elisabethen-Vereins Luzern. Der erste Sonntag im September, welchen die Kirche so sinnig als Engelsfest begeht, hat dieses Jahr in Luzern eine reizende Schar jugendlicher Engeln der Barmherzigkeit in die Straßen der Stadt hingezaubert. Im Gewande der Unschuld prangend — selber die lieblichsten unter den Menschenblumen bedeutend — boten 250 Mädchen helle Blumensterne zu gunsten unserer armen Kranken um bescheidene Gegengabe dar. Ganz Luzern hat sich denn auch dieser glücklichen Idee des segensreich wirkenden St. Elisabethen-Vereins freudig angeschlossen. Jung und Alt, Reich und Arm wollte sich gerne mit jenen lieblichen Margarithen schmücken, welche liebe Kinderhändchen so freundlich darboten. Sogar wetterharte Fuhrleute stiegen in der Frühe vom Biernwagen, um den leuchtenden Stern auf ihre Blouse zu heften, während elegante Herren und Damen blanke Silbermünzen — zur Ausnahme sogar ein Goldstück — für die Blume der Wohltätigkeit spendeten. Auf den Dampfbooten prangten nicht nur Fahrgäste, sondern auch die Angestellten im Schmucke weißer Sterne und manche hübsche Luzernerin war reich damit geschmückt, wie eine Braut. Sogar der sonst so regnerische Himmel hatte seine Freude am edeln Liebeswerke gezeigt, denn er behielt — trotz drohender Regenwolken — seine Schleusen verschlossen, um sie dafür desto ausgiebiger in den nächsten Tagen auszugießen. Während man in benachbarten Kantonen — beispielsweise im Lande Schwyz — den Regensonntag beklagte, war der Blumen-sonntag Lucerna's von einem milden Herbsttage verklärt. Ueber 100,000 Blumen sind hinausgewandert in Stadt und Landschaft; die Bahnzüge trugen reichgeschmückte, fröhliche Menschen aus der Leuchtenstadt hinaus; sogar ein paar anständige Automobile schmückten sich damit.

Wie wird sich Sankt Elisabeth im Himmel gefreut haben über die Liebe, welche in ihrem Geiste noch jetzt über dem wohlthätigen Luzern ausgegossen ist und die ihren Schützlingen — den armen Kranken — Blumen des Trostes spendet!

Weibliche Bildungsanstalten. Vor uns liegen die Jahresberichte der Mädcheninstitute und Lehrerinnenseminarien Baldegg, Ingenbohl, Melchthal, Menzingen, St. Clara in Stans, sowie der vorzüglich geleiteten Haushaltungsschule „Salesianum“ bei Zug. Alle die genannten Bildungsanstalten haben Treffliches geleistet und suchen sich auf der Höhe der Zeit zu erhalten, was ihnen auch

eine gute Frequenz sicherte. Mögen sie sich auch fernerhin des wohlverdienten Vertrauens der Eltern erfreuen.

Die Damenakademie vom hl. Kreuz in Freiburg (Schweiz) schließt mit dem 22. Juli 1910 das sechste Jahr ihrer Wirksamkeit. Die Zahl der Hörerinnen betrug in diesem Studienjahre 53. Der Herkunft nach verteilen sich die Damen auf Deutschland, Italien, Oesterreich, Russisch-Polen, England und die Schweiz, darunter befinden sich auch einzelne Mitglieder von Lehrkongregationen.

Wie bekannt, haben die wissenschaftlichen Fortbildungskurse an der Akademie vom hl. Kreuz einen doppelten Zweck: 1. den Kandidatinnen des Lehramtes an höhern Mädchenschulen die entsprechende wissenschaftliche Berufsbildung zu bieten. Das Einzelne besagt das Lehr- und Prüfungsprogramm und das semesterweise erscheinende Vorlesungsverzeichnis der Akademie. 2. Eine weitere wissenschaftliche Ausbildung denjenigen Damen zu verschaffen, welche nicht die Fachprüfung für das höhere Lehramt zu bestehen wünschen, oder welche sich hiezu noch nicht endgültig entschlossen haben, welche aber in einzelnen, ihrer Geistesrichtung vorzugsweise entsprechenden Wissensgebieten ihre Kenntnisse zu erweitern und durch methodisches Studium zu vertiefen gedenken.

Im abgelaufenen Studienjahre wurden die Vorlesungen und Uebungen in der Akademie gehalten von 19 Professoren der Universität Freiburg, 3 Professoren anderer Institute und 2 akademisch gebildeten Lehrerinnen. Sie umfaßten die folgenden Gebiete: Religionswissenschaft, Philosophie, Pädagogik, deutsche, französische, italienische, englische, polnische Sprache und Literatur, Geschichte, Geographie, Botanik, Zoologie, Mathematik, Physik, Chemie. Die innere Leitung der Akademie besorgen die Schwestern von Menzingen. — Zu den Diplomprüfungen über die mit dem 22. Juli endenden Fachkurse werden sich 17 Akademikerinnen stellen. Die Prüfungen haben in den abgelaufenen Jahren im ganzen recht erfreuliche Resultate ergeben und den Beweis für die stille aber energische Studienarbeit der Akademie geleistet. — Beginn des Wintersemesters 1910—11 den 18. Oktober. Nähere Auskunft erteilt die Direktion der Akademie vom hl. Kreuz, Pérolles, Freiburg.

Brautunterricht. In der Preßvereinsdruckerei in St. Pölten (Niederösterreich) ist ein höchst zeitgemäßes Büchlein erschienen, das nicht warm genug empfohlen werden kann. Es ist dies der bereits zum fünften Male aufgelegte Brautunterricht des Pfarrers Leopold Glöckl. (56 Oktavseiten, mit schönem Titelbild versehen. Preis 70 Pfg. Partienweise mit Rabatt.)

Glöckls Brautunterricht hat im In- wie im Auslande äußerst günstige Aufnahme gefunden und hat sich überall teils als verlässliches Hilfsmittel für den Seelsorger, teils als willkommenes Geschenk an die Brautleute bewährt.

Das Favorit-Handarbeits-Album, Ausgabe III, Preis nur 60 Pf. (direkt und postfrei 70 Pf.) ist im Verlag der Internationalen Schnittmanufaktur, Dresden, soeben erschienen. Das Werkchen bietet in reichster Auswahl dem modernen Geschmack bestens angepasste, ebenso künstlerisch wirkende wie leicht ausführbare Vorlagen zur Anfertigung von vielerlei Handarbeiten, die als Schmuck und zum Ausputz der Damen- und Kindergarderobe sowie von Gebrauchs- und Ziergegenständen dienen können. Zu allen vorgestellten Modellen sind die leicht und bequem verwendbaren „Handarbeitsmuster“ erhältlich. Für die Ausführung der verschiedenen Techniken sind illustrierte Anleitungen in dem selten reich ausgestatteten Band enthalten.

Insertions-Preise:
25 Cts. per Nonpareille-Zeile;
bei unveränderter Wieder-
holung 20 Cts.

Inserate

Bei grössern Aufträgen
und mehrern Wiederholungen
Extra-Rabatt. Stellengesuche
20 Cts. Reklamen 1 Fr.

FREIBURG, Schweiz.

Akademie Ste. Croix: Wissenschaft-
liche Fortbil-
dungskurse (Universitätskurse) in deutscher und fran-
zösischer Sprache für Damen, speziell für Lehrerinnen.
— Prospekt und Studienprogramm sendet auf Wunsch
die Direktion der Akademie.

Staatliches Mädchengymnasium: Vollstän-
dige auf
7 Klassen berechnete Gymnasial- und Realschule, die
auf die staatliche Maturitätsprüfung vorbereitet. Unterrichts-
sprache teils deutsch, teils französisch. Internat geleitet
von den Lehrschwestern von Menzingen. Prospekte zu
beziehen durch die Direktion des Mädchengymnasiums:
Freiburg, Schweiz, Boulevard de Pérolles 68.



Seht die Reiter kühn und stolz!
Ist das Pferdchen auch von Holz,
Doch es trägt sie alle drei
Nach dem Galactina-Brei.

5915

Liebfrauenschule

von P. Rösler ist erhältlich bei
Räber & Cie., Buchhandlung, Luzern

Buch der Wünsche.

Eine Sammlung von
Gelegenheits-Gedichten
und Glückwünschen
für Schule und Haus von
Hedwig Dransfeld.

Enthält Neujahrsgrüße,
Namenstags- u. Geburts-
tagswünsche, Festauffüh-
rungen, Polterabend- und
Hochzeitgedichte, Will-
kommen- u. Abschiedsverse,
Jubiläums-Gedichte,
Stammbuchverse u. u.

Preis 75 Cts., geb. Fr. 1.25

Breer & Thiemann

Verlag, Hamm, Westfal.

Zu beziehen durch
Räber & Cie., Luzern.

Magen=

und Darmleidenden wird auf
Wunsch ein Buch kostenlos
übersandt von J. J. F. Popp in
Heide, Holstein. Popp's Heil-
methode hat sich seit 30 Jahren
durch einzigartig sichere Heil-
erfolge, Einfachheit, u. abso-
lute Unschädlichkeit ausge-
zeichnet.

35 Jahre

als bestes Hausmittel be-
währt hat sich

GOLLIEZ'

PFEFFERMÜNZ-KAMILLENGEIST

Marke „2 Palmen“.

Lindert rasch: Magen-
beschwerden, Leibschmerzen
und Ohnmachten.

Zu haben in allen Apoth. i. Fl. à 1 u. 2 Fr
Apothek Golliez in Murten

Haushaltungsbücher
zum Einschreiben der
täglichen Ausgaben

Sehr praktisch!

Zu haben bei

Räber & Cie.
Luzern



Kirchenkerzen
Wachsrodel
Räber & Cie., Luzern.

Hübsche und billige

Papeterien

sind zu haben bei
Räber & Cie.,
Luzern.



das beste aller
Schuhganzmittel

SEIFENFABRIK KREUZLINGEN
CARL SCHULER & CIE.

Mellin's
Nahrung

ist für Ernährung von Neu-
geborenen von großem Wert.
Mellin's Nahrung ist
leicht verdaulich, besonders
schmackhaft u. sehr nahrhaft.
In allen Apotheken u. Dro-
guerien.

Couverts mit Firma

liefern

Räber & Cie., Luzern



Einfache Haushaltungs-Statistik

Fr. 1.30, franko Fr. 1.40

ermöglicht mit grösster Leichtigkeit genaue Übersicht über Haus-
haltungskosten, Anschaffungen, Arzt, Reisen, Unterstützungen,
Bücher, Zeitungen, sowie einen raschen und richtigen Jahresab-
schluss, u.s.w. und dürfte sich auch für Geistliche recht gut
eignen. Wir senden das Buch auf Wunsch gerne zur Einsicht.

Ebenso ist zu
empfehlen:

Ideal-Buchführung

Journal (für den Hausherrn) 80 Cts. und Fr. 4.—, Kassabuch für die
Haushälterin Fr. 1.80, Inventur 50 Cts., Bilanz 50 Cts. Kontobuch
für Gläubiger und Schuldner Fr. 2.90. Mit höflicher Empfehlung
Räber & Cie, Buch- u. Kunsthandlung, Luzern.

Schönheitspflege

der den Menschen schön erschaffen und die Liebe zur Schönheit in ihm gepflanzt hat.

ist nicht als Eitelkeit aufzufassen, sondern als ernste Pflicht, als ein Gebot der Achtung vor dem Werke Gottes, der den Menschen schön erschaffen und die Liebe zur Schönheit in ihm gepflanzt hat.

Wenn Ihnen daran liegt, Sommersprossen, Runzeln und Falten, Teintfehler u. s. w. zu beseitigen, Schönheit und Jugendfrische bis ins hohe Alter zu erhalten und sich damit eine Quelle ständigen Glückes zu verschaffen, so wenden Sie



meine natürliche Schönheitspflege an, die auch sicher hält, was sie verspricht.

Haben Sie Vertrauen zu nachstehenden Präparaten zur Selbstbehandlung, der Erfolg ist in jedem Falle sicher, wofür ich Ihnen garantiere.

Ihr Teint!

erlangen Sie bei Anwendung des Mittels „Venus“ einen blendend reinen, jugendfrischen Teint. — Durch stete Erneuerung der Oberhaut (*Epidermis*) entsteht unmerklich eine neue Haut. Die alte Haut ist dann verschwunden und mit ihr alle Teintfehler wie Sommersprossen, Mitesser, Säuren, Flecken, Runzeln, Krähenfüsse etc. Wieder-

Preis fr. 4.75.

Diesem Mittel wird gratis die Broschüre: „Die moderne Schönheitspflege“ beigelegt.

Ihr Haar!

Wenn Ihnen an der Erlangung schöner Haare, an der Erhaltung derselben gelegen ist, dann wenden Sie meine natürliche Haarpflegemethode „Lorelei“ an, die Ihnen schnell und mühelos zu prächtigem üppigem Haar von seidiger Weichheit und duftiger Fülle verhilft, ohne zu schaden. Unentbehrlich gegen Schuppen, Haarausfall, Kopfjucken etc.

Preis fr. 3.75.

Ihre Formen!

Korpulenz, starker Leib, breite Hüften nehmen normale graziöse Formen wieder an bei Anwendung von „Norma“.

Preis fr. 6.—

Ihre Augen!

Durch zielbewusste, vernünftige Behandlung lassen sich die Augen zu vollkommener Schönheit entwickeln. Mit „Bella“, einem vegetabilischen, absolut unschädlichen Präparat wird schon vom ersten Tage ab die Ausdrucksfähigkeit der Augen und deren Glanz erhöht. Der Blick wird frei und offen, das Auge lebhaft. Gedunsenheit und Röte der Lider schwinden, die Wimpern und Brauen lang seidig und schön geschwungen.

Glasdose fr. 9.— halbe Glasdose fr. 5.—

Versand diskret

(versiegelt, ohne Angabe der Firma und des Inhaltes) gegen Nachnahme oder Voreinzahlung (auch Briefmarken).]

Adresse: **Frau H. D. Schenke, Zürich, Löwenplatz 43.**

Der beliebte *Fahrplan*

„Moment“

für den Winter 1909/10 kann bezogen werden
bei

Räber & Cie., Buchhandlung, Luzern.